

Ev.-Luth. Gemeinde=Blatt.

Organ der Allgemeinen Evang.-Luth. Synode von Wisconsin und anderen Staaten.
Redigiert von einem Komitee.

Jahrg. 79. No. 7.

Milwaukee, Wis., 26. März 1944.

Lauf. 1952.

Zum Sonntag Judica

1. Petr. 1, 18. 19: „Und wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöst seid von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise; sondern mit dem teuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“

Es ist gewiß kein Zufall, daß die Worte unseres Textes viel Ähnlichkeit haben mit Luthers Erklärung zum zweiten Artikel. Sie sind vielmehr die Quelle des darin uns wohlbekanntesten Satzes: „Der mich verloren und verdammten Menschen erlöst hat, erworben und gewonnen von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben.“

Der Text, sowie der zweite Artikel, der sich darauf gründet, handelt von der Hauptlehre der Heiligen Schrift, die Offenbarung dessen, der eigentliche Zweck der Bibel ist:

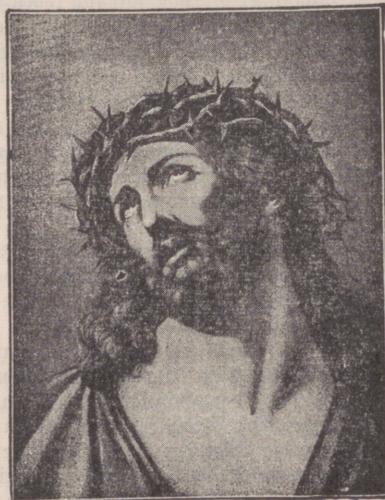
Unsere Erlösung.

Wovon? Erlösen heißt loskaufen, los machen, befreien. Folglich muß, wo von Erlösung die Rede ist, ein Zustand der Knechtschaft oder Sklaverei vorausgegangen sein, an die der Erlöste fest gebunden war. Im vollsten Sinne des Wortes gilt dies von uns, von deren Erlösung unser Text handelt. Es ist auch keineswegs überflüssig, davon zu reden, was uns fest gebunden hielt. Denn nur zu leicht vergessen wir es oder bedenken es doch wenigstens nur gleichgültig. Und nur dann werden wir unsere Erlösung recht hoch schätzen, wenn wir unseres vorigen, elenden Zustandes vollends gewahr sind.

Das, was uns gebunden hielt und wovon wir erlöst sind, beschreibt der Apostel mit den Worten: „Von eurem eiteln Wandel nach väterlicher Weise.“ Dies klingt anders als wir es gewohnt sind zu sagen, und doch meint Petrus im Grunde genommen nichts anderes, als was wir zum Beispiel im zweiten Artikel bekennen, nämlich, daß wir erlöst sind von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels. Der eitle Wandel, den wir vormalig führten, ist ein Wandel in Sünde und Lust, von Petrus im 14. Vers also beschrieben: „Da ihr in Unwissenheit nach den Lüsten lebet.“ Eitel ist dieser Wandel, weil er nichts Gutes, sondern allein ewige Verdammnis zur Folge haben kann.

Wenn Petrus nun von diesem Wandel sagt, er sei ein Wandel „nach väterlicher Weise“, so meint er damit viel mehr als nur, daß wir hierin unsern Vätern nachahmten. Wenn so, dann hätten doch vielleicht die recht, die da behaupten, ein Kind habe wenig oder gar kein Uebel an sich, es lerne vielmehr Uebel durch seinen Umgang mit Menschen. Petrus bestätigt hier dagegen eine der Grundlehren der Heiligen Schrift, daß wir als Fleisch vom Fleisch geboren die Sünde geerbt haben, also von Geburt aus gänzlich ver-

derbt sind. Darum eben kann unser Wandel von Natur kein anderer als ein eitler Wandel sein.



Meine Seele verlanget nach Dir.

Jesu, Jesu, komm' zu mir,
Denn ich sehne mich nach Dir!
Meiner Seele Trost und Ruh',
O mein Heiland bist nur Du.

Tausendmal begehre' ich Dich,
Denn nur Du errettest mich,
Tausendmal ruf ich zu Dir:
Liebster Jesu, komm' zu mir!

Was ist dieser Erden Pracht,
Reichtum, Ehre, Ruhm und Macht
Gegen Dich, Herr Jesu Christ,
Der Du unser Heiland bist!

Du hast Gottes Zorn gestillt,
Das Gesetz für uns erfüllt;
Durch Dein Leiden, Blut und Tod
Halft Du uns aus aller Not!

Unsre große Sündenschuld
Ist getilgt durch Deine Schuld.
Wir verbleiben Dir zum Ruhm,
Ewiglich Dein Eigentum!

C. F. K o e.

Eben darum reden wir auch mit Recht von unserem vorigen Zustand als von einer Knechtschaft oder Sklaverei. Wir waren ganz und gar unter der Gewalt der Sünde und des Teufels,

wußten und konnten nichts anderes, als diesen bösen Herren zu folgen. Recht zur Sache ge-redet ist darum der zweite Vers eines wohl-bekannteten Lutherliedes:

Dem Teufel ich gefangen lag,
Im Tod war ich verloren,
Mein Sünd mich quälte Nacht und Tag,
Darin ich war geboren.
Ich fiel auch immer tiefer drein,
Es war kein Guts am Leben mein,
Die Sünd hat mich befehen.

Womit? Da Erlösen gleichbedeutend ist mit Loskaufen, so ist ganz natürlich, daß wir, wo es sich um eine Erlösung handelt, auch ganz besonders zu sprechen kommen über das Lösegeld, das erforderlich ist, um einen Sklaven oder Gefangenen aus seiner Gefangenschaft auszulösen. Erst recht sollte das der Fall sein, da wir es hier mit unserer Erlösung aus der Gewalt der Sünde und des Teufels zu tun haben. Ist nämlich, damit wir unsere Erlösung recht hoch schätzen, nötig, daß wir unseren vorigen, elenden Zustand recht erkennen, so erst recht, daß wir wissen, was es gekostet hat, uns zu erlösen.

Für die Auslösung von Gefangenen und Sklaven wurde gewöhnlich Geld, Gold oder Silber, gefordert. Besseres weiß die Welt nicht zu fordern. Bei ihr gilt der für reich, der solches im Ueberfluß besitzt. Das ist aber lauter Vergänglichliches, das wie die Welt und überhaupt alles in der Welt vergeht. Zur Auslösung von leiblich Gefangenen mag es wohl genügen, aber nicht zur Erlösung derer, die unter der Gewalt der Sünde und des Teufels waren. Hier galt es, genug tun für die Sünden dieser geistlich Gefangenen, und das schließt alle Menschen ein. Und dazu sagt unser Katechismus ganz mit Recht: Alle Reichtümer der Welt könnten meine Sündenschuld nicht bezahlen und austilgen. Auch nicht als Zahlung für eine einzige Sünde könnten oder würden sie vor Gott genügen.

Unsere Erlösung machte ein Opfer und Blutvergießen nötig. Der Apostel schreibt an die Hebräer: „Ohne Blutvergießen geschieht keine Vergebung.“ Darum eben hat auch Gott im Alten Testament die Opfergottesdienste eingeführt und in bezug auf dieselben Vorschriften gegeben, die genau befolgt werden mußten. Doch auch diese Opfer, da sie ja nur Opfer von Tieren waren, hatten an sich selbst keinen Wert, durch sie wurde kein Sünder erlöst. Es hat darum auch unser wahrer Hohepriester, Jesus Christus, nicht wieder solche Opfer gebracht. Wir lesen vielmehr im Hebräerbrief: „Auch nicht durch der Böcke oder Stäber Blut, sondern er ist durch sein

eigen Blut einmal in das Heilige eingegangen, und hat eine ewige Erlösung erfunden.“ Hierzu sagt auch unser Text: „Nicht mit vergänglichem Gold oder Silber, sondern mit dem theuren Blute Christi, als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“

Warum das Blut Jesu Christi uns rein machen kann von aller Sünde, das kommt daher, daß es das Blut des Sohnes Gottes ist. Das macht es so teuer und wertvoll und gibt ihm die Kraft zu tun, was sonst nicht hätte getan werden können. Das Opfer, das Jesus am Kreuze brachte, ist darum völlig hinreichend, war darum auch dem heiligen und gerechten Gott völlig annehmlich und befriedigend, weil es das Opfer Jesu Christi selbst war, des unschuldigen und unbefleckten Lammes Gottes, das Opfer dessen, von dem der Verfasser des Hebräerbriefes schreibt: „Einen solchen Hohenpriester sollten wir haben, der da wäre heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher, denn der Himmel ist; dem nicht täglich not wäre, wie jenen Hohenpriestern, zuerst für eigene Sünde Opfer zu tun, danach für des Volkes Sünde; denn das hat er getan einmal, da er sich selbst opferte.“

Durch das Blutvergießen und das Opfer Jesu Christi sind alle Menschen erlöst, und zwar von allen Sünden. Doch wenn der Apostel in unserm Text hiervon redet, so will er nicht nur dies als allgemein geltende Wahrheit hinstellen. Er redet vielmehr uns und alle diejenigen an, welche zur Erkenntnis dieser Wahrheit gekommen sind, denn der Text beginnt mit den Worten „Und wisset.“ Petrus redet uns an, die wir des Verdienstes des Erlösungsofers und Blutvergießens Jesu durch den Glauben theilhaftig geworden sind. Er erinnert uns an das hohe Gut, welches wir also empfangen haben, damit wir in unserer darauf gegründeten Hoffnung auf unser Erbe im Himmel immer gewisser und seliger würden. Und das alles soll bei uns dies bezwecken, daß wir mehr und mehr unserm vorigen, eiteln Wandel absagen und dem zu Ehren und Gefallen leben, der uns erlöst hat, darum er auch Ende des nächsten Kapitels schreibt: „Welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil worden.“ G. Hoenecke.

Erzählung.

Der ungleiche Sohn und der gleichartige Enkel.

Erzählung von Dr. G. S. von Schubert.
(Schluß.)

Ein solches, oder selbst noch schlimmeres Schicksal hätte freilich unten im Hafen dem armen Johannes zustosen können; aber ihm widerfuhr nichts dergleichen. Man sagt mit recht, daß über kleine hilflose Kinder gute Engel schützend wachen. Dieses galt auch ganz besonders dem kleinen Johannes, denn wer konnte eines schützenden Engels bedürftiger sein als er? Im Schlafe, wo er auch die nahende Todesgefahr nicht gesehen, wo er keiner der giftigen Schlangen hätte ausweichen können, deren es

dort am gebüschreichen Felsen manche geben mochte, kam ihm auf eine kaum zu erwartende Weise die Hilfe. Ein Stoß an seine Hand hatte ihn aufgeweckt, erschrocken blickte er um sich und sah einen Hund, der ihm das Stück Gebäckenes, das bei seiner Hand lag, hinweggerissen hatte und dies soeben verzehrte. Es war keiner der halbverwilderten Hunde, deren man in und bei den Städten des südlichen Spaniens so viele herumlaufen sieht; seine Gestalt wie sein zielliches Halsband bezeugten, daß er einem Herrn gehöre, der einen gewissen Wert in das Tier setzte. Dieser Herr kam auch jetzt um die Ecke des Felsens herum und bemerkte noch soeben, wie sein Hund die letzten Bissen seiner gestohlenen Beute verzehrte und der Knabe ganz erschrocken dabei stand. Der Mann redete den Kleinen an; dieser erzählte auf deutsch, was der Hund ihm getan, und verwundert fragte jetzt der andere: Wie? du bist ein deutsches Kind? und wie kommst du hierher? wo ist dein Vater?

Dem kleinen Waisen ging sein Herz auf, als er in verständlicher Sprache mit sich reden hörte; er faßte ein kindliches Zutrauen zu dem fremden Manne; so gut er es vermochte, erzählte er ihm alles, was ihm in der letzten Zeit begegnet war. Der Fremde war zum Mitleid bewegt. „Ich merke,“ sagte er, „daß du hier in Cadix ebenso fremd bist wie ich und keinen Menschen da hast, der sich deiner annähme. So komm denn mit mir, zu Hause wollen wir sehen, was sich weiter mit dir anfangen läßt.“

Der Mann, mit welchem der kleine Johannes auf so sonderbare Weise bekannt geworden, war ein Schiffskapitän aus Triest. Er hatte portugiesische und spanische Produkte, vor allem Weine, geladen und zuletzt auch noch an der nordafrikanischen Küste Datteln mitgenommen. Als er schon auf der Heimfahrt begriffen war, hatten ihn widrige Winde und zuletzt ein Seesturm bis in die Nähe der Säulen des Herkules getrieben und im Hafen von Cadix zum Einlaufen genötigt. Der Mann, sein Name war Gottfried, hatte auf seinen vielen Reisen die Welt und die Menschen kennen gelernt und war deshalb nicht ohne Bildung; in seinem äußern Benehmen erschien er öfters rauh und hart wie das ungestüme Element, mit welchem er seit so vielen Jahren seines Lebens in beständigem Kampfe war: sein Herz aber, wie dies auch schon sein Benehmen gegen das arme, verlassene Kind bezeugte, war voll Wohlwollen und Milde. Sein Schiff mußte unten im Hafen auf günstigen Wind warten und lag in dieser Erwartung schon seit mehreren Tagen still. Er selber, der witterungskundige Seemann, war auf den Berg heraufgestiegen, um da den Sonnenuntergang zu beobachten und aus dem Anschein von diesem sowie aus der Stärke des Windes, der sich am Abend vom Gebirge her aufmachen würde, ein Anzeichen zu erhalten für den herrschenden Wind des morgigen Tages.

Der Kleine folgte dem Kapitän auf jedem seiner Schritte, stieg mit ihm zur freien Höhe im Norden der Stadt und dann wieder abwärts auf dem beschwerlichen Felsensteig, welcher der Triestiner nicht ohne Begünstigung des an den äußeren Festungswerken Wache haltenden Militärs gegangen war, weil er den freilich bequemeren Weg durch die verpestete Stadt aus Scheu vor der Ansteckung vermieden hatte. Ohne fast nur ein Wort mit dem Knaben zu sprechen, hatte der nicht sonderlich redselige Seemann seine Beobachtung vollendet und war hinab in den Hafen

gekommen, wo ein Boot seiner wartete, das ihn mit dem kleinen Johannes hinbrachte an das naheliegende Schiff. Der Knabe war schon bei seiner Herreise an das Leben auf einem Schiffe gewöhnt worden; ihm war es hier alsbald unter dem meist deutsch redenden Schiffsvolk ungleich heimlicher zumute als unter den Spaniern; nur fehlte ihm überall sein guter Vater. Der Kapitän nahm ihn mit sich in die Kajüte, ließ ihm etwas zu essen geben und wies ihm dann eine der Bänke zwischen seiner und des Steuermanns Lagerstätte zur Nachtruhe an. Wie ganz anders und ruhig schlief es sich da auf der See-grammatrage, unter der leichten Decke, als in der vorhergehenden Nacht im Anblick des Totenschädels in der dumpfigen Zelle. Das laute Sprechen des Steuermanns und das Getöse, das die Matrosen bei ihrem Geschäfte machten, konnten den Schlaf des müden Knaben nicht stören: er bemerkte nichts davon, daß sein heutiger Ruhestörer, der Hund, dessen bisherigen Platz er einnahm, zu ihm hinaufsprang und sich traulich neben ihn hinstreckte. Erst spät am andern Morgen erwachte er.

So wenig auch der Kapitän, außer den Kommandoworten, die er seinem Schiffsvolk zurief, und außer seinen kurzen Bemerkungen über Wind und Wetter, zu sprechen pflegte, so war er dennoch — und zwar dies umso mehr — ein Mann, der sich aufs Tun und Handeln verstand und beides gern zum Nuß und Dienst des Nächsten übte. Er hatte sich nun einmal des verlassenen Kindes angenommen und wollte dieses nicht halb tun. Aus dem Kleinen, das bemerkte er wohl, war nichts zu fragen; das noch nicht fünfjährige Kind hatte ihm zwar seine Vaterstadt genannt, dabei aber nicht einmal den Namen seines Vaters, noch weniger dessen Stand auf eine dem Kapitän zuverlässig scheinende Weise angeben können. Daß aber sein Vater dort oben auf dem Hügel, bei dem aus weiter Ferne erkennbaren Klostergebäude, begraben sei, das hatte er mehrere Male auf eine Weise berichtet, daß man seiner Aussage Glauben schenken mußte. Da nun ohnehin der widrige Wind das Schiff noch mehrere Tage im Hafen zurückhielt, benutzte der Kapitän diesen Aufschub treulich, um dort im Kloster nähere Nachricht über den Vater des Knaben einzuziehen. Er sandte einige seiner Leute, in Gesellschaft eines Mollers aus Cadix, welcher für das Schiff allerhand Einkäufe besorgt hatte, hinauf zu den Mönchen. Diese guten Leute aber wußten von dem Fremdling, dessen Leichnam sie mit solcher Freundschaft die letzte Pflicht erwiesen hatten, ebenso wenig als der Kapitän, denn sie trafen ihn nicht mehr am Leben, als sie dem Kinde folgend, ihm zu Hilfe kommen wollten. In den Taschen des Verstorbenen hatten sie eine Briefftasche mit vielerlei Schreibereien gefunden, welche sie weder lesen noch verstehen konnten, weil dieselben mit Schriftzügen und in einer Sprache geschrieben waren, die keiner von ihnen kannte. Jene Schreibereien, mit dem ganzen übrigen Nachlaß des Toten, bestehend aus den Kleidern, die er getragen und in dem wenigen Gelde, das man darin gefunden, übergaben die redlichen Ordensgeistlichen den Leuten des Kapitäns. Dieser, als er den Inhalt der Briefftasche untersuchte, lernte jetzt freilich die Herkunft des kleinen Pflüglings besser kennen als aus den kindischen Berichten desselben. Er erfuhr daraus, daß der Vater der Kindes jener nämlich Heinrich Hermann sei, mit welchem er früher zuweilen im

Gefchäftsverkehr geſtanden war. Daß der Kleine wirklich, ſo wie ſeine Luſſage lautete, der Sohn jenes Kaufmanns ſei, das ging ſowohl aus ſeinem Reiſepaß als aus einem noch unvollendeten Brief des Verſtorbenen an einen Freund in Bremen hervor. Dieſer Brief, voll Hindeutung auf manche der früheren Verirrungen, ließ auch den Kapitän einen kleinen Blick in die äußeren Verhältniſſe tun, in welche der vormals ſo reich und groß erſcheinende Heinrich Ehrmann zuletzt geraten war. Auch die Ansprüche auf ein Handelshaus in Cadix wurden durch mehrere der Papiere beſtätigt, der Matler, den man über jenes Haus und ſeine Verhältniſſe befragte, gab zur Befriedigung jener Ansprüche für die Zukunft nur wenig, für den gegenwärtigen Augenblick der Hemmung allen Verkehrs gar keine Hoffnung.

Der edelmütige Kapitän hatte nun für den armen Waiſen, der ihm ſo unvermutet und ungeſucht zugelaufen war, alles getan, was für jezt geſchehen konnte. Der Gedanke, den Johannes Ehrmann ſpäterhin öfters äußerte, wenn er dieſe Züge aus der Geſchichte ſeiner Kindheit erzählte, — der Gedanke, daß vielleicht der Edelmut jenes wackeren Seemanns eine Veranlaſſung könne gegeben haben zu dem Unfall, der ihn kurz hernach traf, hat allerdings etwas Betrübendes. Man möchte nur zu gern aus jeder edlen Handlung eines guten Menſchen Folgen hervorgehen ſehen, welche jener Handlung entſprechen; möchte den Lohn für jede gute Tat recht handgreiflich noch auf Erden kommen ſehen. Und wenn nun vollends gar eine ſolche gute Tat Folgen nach ſich zieht, die uns nicht als ein Glück, ſondern als ein Unglück erſcheinen, da wird man leicht irre und vergißt, daß Gottes beſte und höchſte Wohlthaten mehr auf das künftige ewige Heil als auf das äußere, vergängliche Wohlbeſinden eines Menſchen gerichtet ſind, und daß ſeine Liebe zu dieſen gar oft dann am höchſten ſich kundgibt, wenn ſie Trübsale ſendet.

Mag es nun wirklich begründet ſein, daß wie man ſpäter in Trieſt ſagte, die Schiffsleute, welche die Kleider und die übrige kleine Nachlaſſenſchaft des verſtorbenen Heinrich Ehrmann brachten, zugleich hiermit einen Anſteckungsſtoff der böſartigen Krankheit mit ſich ins Schiff trugen, oder war die Anſteckung durch andere, unabwehrbare Unvorſichtigkeiten der Seeleute, von denen mehrere ohne Wiſſen des Kapitäns die Stadt beſucht hatten, eingeleitet worden — ſo viel iſt gewiß, daß wenige Tage nach der Abfahrt des Schiffs unter der Mannſchaft deſſelben ein Fieber ausbrach, welches ganz den ſchlimmen Charakter jener Seuche trug, durch die Cadix verheert wurde und die zu jener Zeit, wenn auch in etwas anderer Form, in mehreren Küſtenſtädten des ſüdlichen Europas, namentlich in Genua, herrſchte. Bedenklich war es immer, daß gerade einer von jenen Männern, welche der Kapitän hinauf zum Kloſter geſandt hatte, zuerſt von der Krankheit befallen wurde und noch ehe man Majorca, auf welches der Kapitän zuſteuerte, erreichen konnte, an deſſelben ſtarb. Auf eine minder heftige Weiſe erkrankten bald nachher noch mehrere andere. Der Schiffsarzt ſelber, der in ſeiner Kunſt nicht unerfahren war, widerriet es dem Kapitän, nach Marſeille zu ſegeln, weil in dem dortigen Beſpital, in welchem man würde auf eine längere Zeit eingesperrt worden ſein, ein ähnliches böſartiges Fieber herrſchte wie das, welches auf dem Schiff ausgebrochen war. Die ſchnelle Veränderung

der Luſt bei einer günſtigen Seefahrt ſchien einen heilsameren Erfolg zu verſprechen als der, wenn auch mit manchen Bequemlichkeiten verſehene, ſtrenge Gewahrſam in einem Quarantänehaus.

Der Kapitän war gern mit dem Vorſchlag des Arztes zufrieden, die Reiſe fortzuſetzen, umſo mehr, da ein Nachlaß der Krankheit auf ſeinem Schiffe einzutreten ſchien. Als jedoch jenseits Malta, im Ionischen Meer, eine langwierige Windſtille eintrat und den bisher ſo ſchnellen Fortgang der Fahrt hemmte, da regte ſich mit dieſem Ungemach zugleich auch die Krankheit wieder heftiger; der Steuermann wurde von ihr ergriffen und lag lebensgefährlich an ihr danieder, einer der Matroſen ſtarb daran. Auch bei der Wiederkehr eines günſtigeren Windes ließ das Uebel nicht nach; jenseits der Nähe von Anſona erkrankte auch der wackere Kapitän, vielleicht zum Teil inſolge der großen Anſtrengungen, welche auf ihn gefallen waren, ſeitdem er die Hilfe des Steuermanns und mehrere ſeiner beſten Seeleute entbehren mußte. Endlich landete das Schiff in Trieſt; ſeine Mannſchaft mußte ſich einer ſtrengen Quarantäne unterwerfen; während der Dauer deſſelben ſtarb der edle Kapitän, der Steuermann kam von ſeinem langen Krankenlager wieder auf.

Der arme, kleine Johannes verſtand noch kaum, daß ihm jezt abermals ein väterlicher Verſorger und Freund geſtorben ſei. Der Kapitän hatte ſich in der Zeit dieſer letzten Drangſale nur wenig mit dem Kinde beſchäftigen können, das bei günſtigem Wetter den ganzen Tag auf dem Verdeck ſich unterhielt und nach Kräften dem Küchensjungen bei ſeinen Arbeiten behilflich war, oder den Matroſen bei den ihren zuſah. Dennoch hatte jener gute Mann ſelbſt noch auf ſeinem Krankenlager Sorge dafür getragen, daß dem Knaben nichts abgehe. Jezt aber, nach dem Tode ſeines Verſorgers, war Johannes wieder ganz wie die jungen Knaben, welche ſchreiend nach Futter fliegen, der Vorſorge des himmlischen Vaters überlaſſen, welcher ja der Troſt und Pfleger aller Witwen und Waiſen iſt. Und dieſer ließ es ihm freilich auch an nichts fehlen, ſondern führte ihn mit wunderbarer Hand auf den Weg des zeitlichen wie des ewigen Glückes und Heiles.

Solange die Zeit der Quarantäne währte, ließen die Matroſen, welche bei all ihrer äußeren Rohheit das wohlgezogene, ſanfte, dabei äußerlich wohlgebildete Anäblein gerne hatten, es an ihren Mahlzeiten teilnehmen. Als aber jezt die ärztliche Haft vorüber war, da zerſtreuten ſich die noch mit dem Leben und mit leiblicher Geſundheit entronnenen Seeleute, der eine hierhin, der andere dorthin, ohne ſich um Johannes zu bekümmern. Der Kapitän war ſeit mehreren Jahren Witwer und hatte keine Kinder, überhaupt keine ſehr nahen Verwandten hinterlaſſen, weſſhalb man glauben möchte, daß er geſonnen geſeſen ſei, den Waiſenknaben, deſſen er ſich ſo freundlich angenommen hatte, in ein näheres Verhältniß mit ſich zu ſetzen. Auch würde er gewiß noch vor ſeinem Tode für des Johannes Zukunft einige Sorge getragen haben, wenn er überhaupt ſein Ende für nahe gehalten und wenn ihn nicht in ſeinen letzten Tagen die heftige Phantafie des Fiebers zu allen ſolchen Gedanken unfähig gemacht hätte. Die Erben nun, welche auf des Kapitäns geſamte Verlaſſenſchaft Anſpruch machten, waren dieſem edlen Mann am wenigſten in Rückſicht auf Geſinnung und Hand-

lungsweiſe verwandt. Zwar hatte der Steuermann ihnen erzählt, daß der Verſtorbene in Cadix ein armes Waiſenkind zu ſich genommen und während der Reiſe für daſſelbe geforgt habe; jene Leute aber ließen es ſich nicht in den Sinn kommen, ſolche Wohlthätigkeit nachzuahmen oder fortzuſetzen. Als ſie am Tage des Ausganges der Quarantäne die Koffer und Kisten des Verſtorbenen in Empfang nahmen, taten ſie nicht, als bemerkten ſie das Kind, und dieſes, dem die Verhältniſſe der menſchlichen Geſellſchaft noch ſo unbekannt waren, achtete auch ſeinerſeits nicht auf die fremden Leute, ſondern da es jezt alle ſeine bisherigen Reiſegeſährten fortgehen ſah, lief es auch hinaus in die ſo lange entbehrete Freiheit.

Johannes erinnerte ſich ſpäter, daß er habe dem Küchensjungen nachlaufen wollen, wie er aber dieſen aus den Augen verloren habe und auf einmal in das Gedränge der Straßen hineingeraten ſei, das wiſſe er nicht mehr. Wenn auch alle bisherigen Geſährten ihn verlaſſen hatten, ſo war doch einer treulich bei ihm geblieben und mit ihm gelaufen; dieſer war der Hund des Kapitäns, jenes treue Tier, dem Johannes die erſte Bekanntschaft mit ſeinem verſtorbenen Wohlthäter verdankte. Sonderbarer Weiſe mußte dieſer Hund bald nachher der Führer zu einer neuen, für den Knaben ebenſo wichtigen und noch folgereichereren Bekanntschaft werden. In dieſem Augenblick ſchon gewährte der zutmliche, tieriſche Begleiter dem verlaſſenen Knaben einen Troſt und eine Beruhigung, wie etwa dem Erwaſenen ein treuer, zuverlässiger Freund, wenn er einen grauenbollen, beſchwerlichen Weg gehen muß. Denn dieſe Leute da, welche durch die belebten Straßen der anſehnlichen Handelsſtadt hin- und herzogen, ſprachen zwar meiſtens deutſch, ſie alle aber waren dem kleinen Johannes neu und fremd; keiner achtete auf ihn, keiner ſprach mit ihm. Und doch hätte er es ſo gern geſehen, wenn eine der Frauen, welche an den Straßenecken Obſt verkauften, oder einer der Bäcker ihn gefragt hätten, ob er hungrig ſei und etwas eſſen wolle; und jezt beim Anblick der vielen Eſſwaren fühlte er einen gar heftigen Hunger. Biſher hatte der arme Knabe faſt noch niemals Speiße von jemand begehrt; ſolange ſeine Eltern lebten, gaben ihm dieſe ungefordert, was er bedurfte; auf dem Schiffe warf ihm der Kapitän, ſolange dieſer geſund war, gar oft, wenn er auf dem Verdeck an ihm vorbeiging, eine Handvoll Datteln in ſein Hütlein oder in ſeinen Schoß und nahm ihn jedesmal mit ſich zur Mahlzeit; auch ſpäter war ihm immer, ohne daß er darum anſprach, das geworden, was er bedurfte. Er ſtellte ſich deshalb auch jezt ſchweigend zu der Wude einer Obſthändlerin hin, welche die meiſten und beſten Früchte zu verkaufen hatte, und harrete immer darauf, daß dieſe ihm, wie den anderen Leuten, welche bei ihr kauften, etwas darbieten werde. Eine Frau, welche bei der Obſthändlerin einiges gekauft hatte, möchte die bittende, verlangende Miene des Kindes verſtehen, vielleicht weil ſie ſelber Mutter von Kindern war; ſie reichte dem Kleinen aus ihrem Körbchen einige Birnen; er nahm ſie freudig dankend und aß ſie.

Johannes hatte kein Ziel, nach welchem er hinging, und keinen Plan; denn wie konnte das unwiſſende Kind, das jezt wie die Vögel unter dem Himmel bewußtlos von Gottes Erbarmen geführt, einen Plan haben? Er ging deshalb überall hin, wohin ſein Hund ging, welchen eben-

Ev.-Luth. Gemeinde-Blatt

edited by a committee, published bi-weekly by the Northwestern Publishing House of Milwaukee, Wisconsin, at \$1.25 per year.

In Milwaukee and Canada single copy by mail \$1.50 per year.

All subscriptions are to be paid for in advance or at least within the first three months of the year.

In the interest of and maintained by the Ev. Luth. Joint Synod of Wisconsin and Other States.

Entered as Second Class Matter at the Post Office of Milwaukee, Wisconsin.

Acceptance for mailing at the special rate of postage as provided for in Section 1103, Act of October 3, 1917, authorized August 6, 1918.

so wie seinen kleinen Herrn der Hunger peinigte, den die Stücklein der Birnen, die der gutmütige Knabe ihm darbot, nicht stillen konnten. Nachdem die beiden noch einige Zeit auf den Gassen der Stadt hin- und hergelaufen waren, hatte der Hund auf einmal gefunden, was er suchte; die Tür zu einer Gastwirtschaft, von welchem man eine freie Aussicht nach dem Meere hatte, war von einem eben herausgehenden Gaste nur angelehnt worden, der kluge Hund tat sie durch Kopf und Pfoten auf und rannte hinein; ihm folgte der kleine Johannes. Die Gastwirtschaft war das Nebengebäude von einem der größeren Speisehäuser, die an der Nordostseite des Hafens stehen; obgleich schon im Dezember, war es heute in dem freilich milder gelegenen Triest ein so warmer, sonniger Tag, daß sich viele der Gäste, Einheimische wie Fremde, herausgesetzt hatten in den Gartensaal. Der Hund war gegen einen kleinen Fisch hingelaufen, an welchem zwei fremde Herren soeben zu Mittag speisten. Das arme Tier stand wehnd bei ihnen, und neben den treuen Hund stellte sich auch der kleine Johannes hin, welcher schweigend bald das Brot auf dem Tische, bald die beiden Herren anblickte. Der hungernde Hund brach das Schweigen zuerst; mit einigen winselnden Klagen gab er sein Verlangen nach Speise zu erkennen. Der eine von den beiden Fremden, der ein gar gutes freundliches Gesicht hatte, reichte dem Tier einige Bissen und bemerkte bei dieser Gelegenheit auch den kleinen Knaben, der seitwärts von seinem Stuhle stand. „Gehört der Hund dir?“ fragte er, und der Kleine, der die Frage nicht nach dem Sinne des Rechtes verstand, nickte bejahend. „Hast du auch Hunger?“ fragte der freundliche Mann weiter; und als der Knabe auch dieses bejahte, reichte er ihm reichlich Fleisch und Brot, welches jedoch der Kleine brüderlich mit seinem Hunde teilte. Die beiden Herren setzten indessen ihr Gespräch, das sie vor und nach Tische beschäftigt hatte, eifrig fort; es war ein Gespräch von ernstem Inhalt. Der Kellner trat jetzt mit dem Nachtrich herbei; er warf gar scheele Blicke auf den Kleinen und seinen Hund, und man konnte deutlich merken, daß ihn nur die Rücksicht gegen den vornehmen Herrn, der die beiden mit Speise versehen hatte, davon abhielt, sie mit „Marisch fort!“ hinauszujagen. Der Herr bemerkte dies und fragte den Kellner: „Wem gehört der kleine Knabe?“ — „Ich weiß das nicht,“ sagte der unfreundliche Mensch; „er wird wohl aus der Vorstadt sein, wo viel solches Volk beisammen wohnt.“ — „Der Knabe ist nicht aus der Vorstadt,“ rief eine starke Bassstimme von einem ferner stehenden Tische. „Er ist weiter her als wir alle; sein Vater war ein vormals reicher Kaufmann in Norddeutschland, liegt aber jetzt bei Cadix begraben.“ Sobald der Mann

mit der Bassstimme zu sprechen anfing, wendete sich Johannes mit fröhlichem Gesicht nach ihm hin; es war der Steuermann des Triester Schiffes, der soeben in die Gastwirtschaft gekommen war, um da seine Tasse Kaffee zu trinken und Tabak zu rauchen. Ein Zollbeamter aus der Stadt, welcher nicht weit von dem Kleinen Tisch saß, an dem die beiden Herren speisten, und welcher den Steuermann zu kennen schien, fragte: „Ist das nicht der Kleine, den der Kapitän Gottfried, der vor vierzehn Tagen in der Quarantäne gestorben ist, mit aus Spanien gebracht hat? Ei, sagt mir doch, wie ist denn der Kapitän zu dem fremden Kinde gekommen?“ Der Steuermann bejahte die Frage und erzählte alles von der Geschichte des kleinen Johannes, was er von dem Kapitän gehört hatte, nannte dabei auch den Namen und gewesenen Wohnort des verstorbenen Heinrich Ehrmann. Als der fremde Herr diesen Namen hörte, stand er auf, trat näher hin zu dem Steuermann und erkundigte sich mit der gespanntesten Teilnahme um alles genauer. „Ich kann es Ihnen noch gezielter machen,“ sagte der Steuermann, „ich darf mir nur die Papiere, die man bei dem verstorbenen Ehrmann gefunden hat, von den Erben meines Kapitäns geben lassen. Die Leute wohnen nicht weit von hier, in Zeit von einer Viertelstunde bin ich wieder hier.“ Der wackere Mann stand auf und ging hinaus; der Hund und sein kleiner Begleiter liefen mit ihrem alten Bekannten. „Ihr bringt mir doch den Kleinen wieder?“ rief der Fremde ihm nach. „Versetzt sich,“ sagte der Steuermann, „den machen uns die jetzigen Erben des Kapitäns nicht abspensig.“

Der Fremde trat jetzt wieder zu dem Freunde hin, mit welchem er gespeist hatte, und setzte sich bei ihm nieder. „Ich sprach vorhin,“ so redete er den Freund an, von einer Vorsehung, die sich mit erbarmender Liebe jedes einzelnen, auch des Kleinsten und Geringsten annimmt. Sehen Sie abermals in der Geschichte des armen Knäbleins, dem ich soeben einige Bissen zu seiner Sättigung reichte, ein recht lebendiges Beispiel von jener großen Wahrheit. Hören Sie meine und des Kindes Geschichte mit wenigen Worten. Gerade in diesem Monat sind es vierzig Jahre, da kam ich mit einigen elenden Landstreichern in das Haus des Großvaters jenes kleinen Waisens, eines gottesfürchtigen, mildtätigen Kaufmanns. Die Landstreicher hatten mich meinen Eltern, die an der böhmischen Grenze wohnten und Vergleute waren, geraubt, damit das Weib, welches bei ihnen war, auf mich hin das fremde Mitleid lenken und einträglicher betteln könnte. Der alte Christoph Ehrmann rettete mich aus jenen bösen Händen, pflegte, versorgte und erzog mich zu einem brauchbaren Bürger und, was mehr ist, zu einem durch Tat und Wahrheit gläubigen Christen. Erst nach vielen Jahren, durch eine Führung Gottes, deren Erzählung mich zu weit führen würde, fand ich meine lieben Eltern, denen ich nun auch vor ihrem Tode durch die guten Früchte Freude machen konnte, welche ich im Zeitlichen wie im Ewigen meinem teuren, alten Pflegevater verdanke. Den Vater des kleinen Knaben, den Heinrich Ehrmann, habe ich auch persönlich gekannt und später noch manches von seinen Schicksalen gehört; doch vor allem ist es der alte Großvater, dem ich in seinem Enkel noch dankbare Liebe erweisen möchte. Durch eben jene göttliche Erbarmung, welche des Verlassenen gedenkt, wird mir dieser kleine Enkel meines Christoph Ehrmann in einem Augenblicke

zugeführt, da meine Hilfe ihm am nötigsten war; und nur um eine halbe Stunde später, dann wäre ich abgereift gewesen; ohne das Gereinfommen des Steuermanns und ohne die Aufschlüsse, welche derselbe über das Kind gab, hätte ich dieses von mir hinweggelassen — vielleicht mit einem Almosen — sonst aber hilflos, wie es war.“

Während dieses Gesprächs war der Steuermann wieder hereingetreten und in seiner Begleitung der kleine Johannes mit dem Hunde, sowie einer der Erben des Kapitäns. „Der Mensch da,“ sprach der Steuermann, „wollte den Hund, weil er dem Kapitän gehört hat, der Kleine aber will nicht ohne das Tier fort, darum habe ich sie alle drei mitgebracht.“ Der fremde Herr fand sich alsbald mit dem eigneigen Erben wegen des Hundes ab. Er freischelte den kleinen Johannes, nahm ihn auf seinen Schoß und sagte: „Du und dein Hund, ihr dürft beide mit mir in der Kutsche fahren.“

Auf die hinterlassenen Papiere des Heinrich Ehrmann warf der Fremde nur einen flüchtigen Blick und steckte sie als Eigentum des Kindes zu sich. Der ehrliche Steuermann war sehr erfreut, daß nun für den kleinen Waisen so gut gesorgt sei, und nahm, als der Fremde abfuhr, mit Tränen von Johannes Abschied. Diesem aber war es sogleich bei dem fremden Manne recht heimlich und wohl zumute. Und warum hätte es ihm nicht so sein sollen! Herr Mühlmann, ein angesehener, trefflicher Architekt, der erst vor wenigen Jahren in hohem Alter gestorben ist, hatte ein Herz, das ganz in der Liebe zu Gott und den Brüdern lebte; man darf von ihm im echten Sinne des Wortes sagen: er war so gut als ein Kind, darum schloß sich auch jedes gute Kind so leicht und gern an ihn an. Er kehrte jetzt von seiner Reise nach Italien, die er im Auftrag seines Fürsten gemacht hatte, nach seinem Wohnort im südlichen Deutschland zurück. Gott hatte ihm in seiner überaus glücklichen Ehe keine Kinder geschenkt. Mit desto innigerer Elternliebe nahmen dann er und seine gleichgestimmte Gattin sich der Erziehung des kleinen Johannes an. Und Gott ließ diese gelingen, der Knabe gedieh an Geist und Leib zur Freude aller Guten. In ihm lebte das Ebenbild des alten Großvaters, des Christoph Ehrmann, auf, an ungeheuchelter Gottesfurcht, Einfachheit und Reinheit der Sitten. Es war, als hätte der gute Pflegevater jenes Erbteil mit aus dem großväterlichen Hause genommen und für den Enkel aufbewahrt, dem er es in seiner christlichen Erziehung mitteilte.

Johannes Ehrmann hatte sich dem Gelehrtenstand gewidmet und ist durch sein wohl angewendetes Talent eine Zierde seines Standes geworden. Er lebt in derselben Stadt, in welcher sein Großvater, der alte fromme Christoph gewohnt hat und in der die Schwestern seines Vaters mit ihren Männern ansässig waren, welche an diesem Neffen gar viele Freude und Ehre erlebt haben. Er hat später gar oft die Schicksale seiner Kindheit mit großer Rührung und Dankbarkeit gegen Gott erzählt. „Sehet,“ so pflegte er seine Erzählung zu schließen, „wie wunderbar die Mittel und Wege sind, die Gott zur Rettung seiner Menschen wählt! Mir hat er zwar nicht durch die Raben Speise bringen, sondern vielmehr durch einen Hund das Brot aus der Hand nehmen lassen; aber dieser Hund ist nun der treue Führer zu meinem väterlichen Freund und Erzieher, und durch diesen zu Christo dem Herrn gewesen.“

Für unsere Zeit.

Der fromme Kriegsmann Kornelius. Apostelgeschichte, Kapitel 10.

Auch im Soldatenstand weiß Gott sich wahrhaft fromme Leute zu schaffen. Von Herkunft war Kornelius ein Römer, also ein Heide, ein Götzendiener. Er war nicht ein Jude; denn Petrus, als er von Joppe aus in das Haus des Kornelius kam, sagte zu diesem: Ihr wisst, daß es einem Juden nicht erlaubt ist, mit jemandem zu verkehren, der eines anderen Geschlechts ist. Kornelius war ein Römer. Darauf weist schon sein Name, der der Name eines weitverzweigten, angesehenen römischen Geschlechts war. Darauf weist ferner dies, daß er Anführer einer Kompanie von Soldaten, die italienische genannt, war.

Kornelius war Soldat, sogar ein Offizier. Er gehörte zu den römischen Besatzungstruppen, die in den von den Römern eroberten Ländern Ordnung hielten und besonders darauf achten mußten, daß die besiegten Völker sich nicht wider die Römer auflehnten, sondern die Römer ihre Herren blieben. Eine Kompanie von hundert Mann, in Cäsarea einquartiert, befehligte Kornelius. Er war Soldat, Offizier, aber ein gütiger, um das Wohl seiner Mannschaft herzlich besorgt; denn wir erfahren aus der Apostelgeschichte, Kap. 10, daß seine Untergebenen ihm sehr anhängen und gerne ihm dienen.

Somit stand Kornelius in einem Beruf, der von vielen Gefahren umgeben ist, nicht nur des Leibes, sondern auch der Seele. Wiewohl in der römischen Armee strenge Manneszucht im allgemeinen geübt wurde, herrschten doch unter den Soldaten viele Laster und das harte Soldatenhandwerk übte einen verrohenden Einfluß auf die Soldaten aus. Wir wissen das ja aus der Leidensgeschichte unseres Herrn und Heilandes. Vor Pilatus verspotteten die römischen Soldaten unsern Herrn, dessen Mitleid erregender Anblick den Weibern Jerusalems die hellen Tränen in die Augen trieb. Nicht den Soldaten, denn diese zogen ihm einen Purpurmantel an, drückten ihm die Dornenkrone auf das Haupt, ein Rohr als Zepter in die Hand und knieten vor ihm nieder, voller Spott sagend: Begrüßest feiest du, König der Juden! Von des Herrn Unschuld überzeugt führen sie dennoch die grausame Todesstrafe, die Kreuzigung, an ihm aus, indem sie ihm Nägel durch die Hände und Füße treiben. Den, der ein Bild tiefsten Jammers ist, verspotteten sie im Verein mit den Juden. Vor seinem Kreuz setzen sie sich auf den Boden und würceln um seinen ungenährten Rock. Das Bild der römischen Soldaten, wie es sich in der Leidensgeschichte unseres Herrn vor unsern Augen entfaltet, läßt auf viel Verrohung und Entfittlichung unter ihnen schließen: Spielwut, Trunksucht, Unzucht und andere Laster. Das war die Umgebung, mit der des Kornelius' Beruf als Soldat ihn täglich in Verührung brachte, die er wohl kannte und täglich vor Augen hatte; für ihn eine schwere Verführung.

Aber auch im Soldatenstand weiß Gott sich wahrhaft fromme Leute zu schaffen. Er macht es, daß Kornelius den Herrn Christus sucht. Das bezeugt der Engel, der dem Kornelius erscheint, damit, daß er zu diesem sagt: Dein Gebet ist vor Gott gekommen. Schicke Männer nach Joppe und laß Simon mit dem Namen

Petrus zu dir kommen; der wird dir alles verkündigen, das ihm vom Herrn befohlen ist. Das war also die Erhöhung des Gebets des Kornelius, daß ihm durch Petrus sollte das Wort von Christo verkündigt werden. Wie die Erhöhung, so das Gebet. Demnach war Kornelius einer geworden, der den Herrn suchte, der Klarheit begehrte in bezug auf Christo. Es war ähnlich mit ihm wie mit dem Kämmerer aus dem Mohrenlande, der das 53. Kapitel des Propheten Jesaias las, es nicht verstehen konnte, Klarheit darüber begehrte und den ihm vom Heiligen Geist geschickten Philippus bat: Ich bitte dich, von wem redet der Prophet, von ihm selber oder von einem anderen?

Das hatte Gott mit Kornelius gefügt. Durch die in Cäsarea wohnenden Juden hatte er das Alte Testament kennen gelernt und mancherlei erkannt. Einmal dies, daß nur ein Gott ist, der Heiden Götter nichts. Er hatte die unbeschreibliche Majestät des wahren Gottes erkannt und lernte ihn fürchten und ihm dienen. Gewiß kam auch Angst vor dem gerechten Gott in sein Herz. Zu dem allen lernte er die Weissagungen des Alten Testaments auf Christum kennen und daß dieser der Trost Israels sei. Aber wie? Was bedeutete das alles? Diese Unwissenheit drückte ihn schwer; er konnte keine Ruhe finden. O, er mußte erfahren, was das mit dem Messias sei. Da wandte er sich zu Gott im Gebet; er betete ohne Unterlaß: Herr, tue mir die Augen auf. So war er durch das Wirken Gottes einer geworden, der den Herrn suchte.

Er wurde auch einer, der den Herrn fand. Auf das Geheiß des Engels schickte er zuverlässige Männer nach Joppe. Diese sollten Petrus auffuchen, den sie dann auch im Hause Simons, des Gerbers, fanden.

Gott hatte schon zuvor den Petrus durch ein Gesicht dazu willig gemacht, daß er ohne Zaudern jenen Boten des Kornelius folgen werde nach Cäsarea in das Haus eines Nichtjuden. In einem Gesicht hatte Petrus ein Gefäß vom Himmel herabgelassen gesehen und in diesem Gefäß allerlei unreine Tiere. Eine Stimme hörte Petrus, die zu ihm sagte: Stehe auf Petre, schlachte und is! Petrus aber hatte geantwortet: Ja nicht, Herr, ich habe noch nie etwas Gemeines oder Unreines gegessen. Darauf erwiderte die Stimme: Was Gott gereinigt hat, mache du nicht unrein. Dies alles wiederholte sich dreimal. Petrus konnte sich dieses Gesicht nicht erklären. Als er noch darüber nachgrübelte, kamen die Boten aus Cäsarea an, standen vor dem Tor des Hauses und erkundigten sich nach ihm. Petrus ging hinab und ließ sie ins Haus eintreten. Sie entledigten sich sogleich ihres Auftrages. Was, dachte Petrus, zu einem Nichtjuden soll ich kommen? Das kann ich nicht. Da gedachte er des Gesichtes, das er gesehen hatte und der Stimme, die zu ihm gesagt hatte: Was Gott gereinigt hat, mache du nicht gemein. Nun verstand er alles, nämlich: Wie Gott den alttestamentlichen Unterschied zwischen reinen und unreinen Tieren aufgehoben hat, so daß alle ihm nun gleich rein sind, so ist auch der Gegensatz von Juden und Nichtjuden aufgehoben, so daß Gott alle gleich sind und Gegenstand seiner erlösenden Gnade. Petrus drückte das nachher so aus: Nun erfahre ich in der Wahrheit, daß Gott die Person nicht ansieht, sondern in allerlei Volk, wer ihn fürchtet, der ist ihm angenehm. Und sagte er sich, daraus schließend: Wer bin ich, daß ich sollte für gemein achten,

was Gott nicht gemein ist? Er war nun bereit, nach Cäsarea in das Haus des Kornelius mitzugehen. Am nächsten Morgen ging er in Begleitung einiger Brüder aus Joppe mit den Boten nach Cäsarea.

Im Hause des Kornelius angekommen fand er in dessen Haus eine stattliche Versammlung vor: Verwandte, die Familie und einige Soldaten. Nachdem Kornelius ihm noch einmal alles, die Erscheinung des Engels betreffend, erzählt hatte, sagte er zu Petrus: Du hast wohlgetan, daß du gekommen bist. Nun sind wir hier versammelt und begierig, alles zu hören, das dir vom Herrn befohlen ist.

Petrus ließ sich nicht lange nötigen. Auf Grund des Alten Testaments legte er alles in bezug auf Christum aus, zeigte, wie durch Christum alles erfüllt worden sei; er sei getötet worden und auferstanden am dritten Tage. Seine Rede schloß Petrus mit den Worten: Alle Propheten zeugen von ihm, daß alle, die an ihn glauben, durch ihn Vergebung der Sünden haben.

Was war der Erfolg? Der Heilige Geist fiel auf alle, die dem Wort Petri zugehört hatten, so daß die antwesenden Gläubigen aus der Beschneidung darüber erstant waren. Sie glaubten nun, denn sie redeten mit Zungen und priesen Gott hoch. Darauf wurden sie getauft. Ein weiteres Zeichen ihres Glaubens war, daß sie Petrus baten, einige Tage zu bleiben; sie wollten noch mehr hören. Kornelius hatte durch Gottes Gnade Jesum gefunden, nicht er allein, sein ganzes Haus mit ihm.

Wunderschön zeigt uns diese Geschichte, daß Gott es vermag, auch im Soldatenstand sich solche zu schaffen, die an ihn und seinen lieben Sohn glauben, wenn auch im Soldatenstand viele Seelengefahren drohen. Wozu dies? Was ist die Absicht? Diese:

Auch im Soldatenstand weiß Gott sich wahrhaft fromme Leute zu erhalten. Wir stehen in einem schweren Krieg. Millionen unserer jungen Leute sind schon zu den Waffen gerufen worden, um die Freiheit unseres Landes zu verteidigen. Mein aus unserer Synode stehen schon über 16,000 im Felde.

Dieselben Gefahren, die immer dem Soldaten drohen, umgeben auch sie. Das sind nicht nur Gefahren des Leibes, daß sie verwundet oder gar getötet werden. Noch schwerer sind die Gefahren für die Seele. Unter den Mannschaften sind immer solche, die meinen, einem Soldaten sei alles erlaubt. Sie handeln auch danach und werden Knechte des Lasters. Sie suchen auch andere zu verführen. Ein weiteres ist dies, daß unsere jungen Leute, fern von der von Jugend auf erhaltenen Zucht in Gottes Wort, die sie zu Hause, in Schule und Kirche erhielten, könnten innerlich erkalten. Ein anderes ist dies, daß, wenn sie das furchtbare Schlachten im Krieg erleben, an Gott irre werden, ob Gott, der solches zulasse, noch könne gnädig sein.

Fromme Eltern, fromme Mitchristen, Prediger und Lehrer, die die Jüngen im Kriege, allen diesen Gefahren des Leibes und der Seele ausgesetzt wissen, sind oft besorgt. Bekümmerten Herzens fragen sie: Werden sie je wieder nach Hause kommen? Wenn sie zurückkommen, werden sie noch so fromm sein, wie sie waren, als sie von uns ausbezogen in den Krieg? Das sind schwere Sorgen.

Aber laßt uns dies nicht vergessen: Wie Gott sich fromme Leute im Soldatenstand schaffen kann, so kann er sich auch solche erhalten.

Er ist gnädig und will nicht, daß jemand verloren werde. Mit voller Gewißheit dürfen wir sagen, daß Gott auch unsern jungen Leuten in den Krieg nachgefolgt ist, daß er sie im Auge behält, sie behütet und bewacht, damit sie nicht verderben. Unser Gott ist so.

Darum, anstatt zu sorgen, laßt uns vertrauensvoll unsere Jugend in der Ferne in Gottes treue Hut stellen und gewiß sein: Auch im Soldatenstand mit seinen vielen Gefahren weiß Gott sich die Seinen zu erhalten.

Der Soldatenstand ist ohne Frage ein ehrenvoller Stand und dem Vaterlande mit Einsetzung seines Lebens zu dienen, für das Vaterland viele Opfer zu bringen, ist ein ehrenvoller Dienst und Gott gefällig. Aber darüber darf man die schweren Gefahren nicht vergessen, die mit diesem Dienst besonders auch für die Seele verbunden sind. Das wieder darf uns nicht mit Sorgen erfüllen. Wir müssen auf Gott hoffen, der auch im Soldatenstand sich fromme Leute erhalten kann. W. Hoenecke.

Kurze Geschichte der christlichen Erziehung.

Im Jahre 1820 gab es in unserm Lande etwa 700 lutherische Gemeinden. Diese 700 Gemeinden unterhielten 342 Schulen — eine erstaunlich große Zahl, doppelt erstaunlich, wenn man alle die Schwierigkeiten der Anfangsverhältnisse in Betracht nimmt. Von ihnen lagen 54 im Gebiete der kurz vorher gegründeten Ohio-Synode, also im damaligen wilden Westen. Und es waren wirklich Gemeindefschulen; ihre Kontrolle unterstand der einzelnen Gemeinde, die für ihre Führung und Unterhaltung aufzukommen hatte. Der Eifer für christliche Erziehung der Jugend in regelrechten Schulen erhellt auch daraus, daß nach den Protokollen der Versammlungen des Ministeriums von Pennsylvania, der ältesten lutherischen Synode des Landes, die Schulfache immer wieder Gegenstand der Versammlungen war und von den Vertretern der Gemeinden Berichte über den Stand der Schulen abgelegt wurde. Als die gesetzgebende Körperschaft mit dem Plan umging, allenthalben sogenannte Freischulen einzurichten, nahm das Pennsylvania-Ministerium im Jahre 1796 Stellung dazu, indem es erklärte, der Staat werde dadurch den deutschen Schulen, besonders bezüglich des Religionsunterrichts, großen Schaden tun, ja sie wahrscheinlich zerstören. Doch der Ball, der einmal ins Rollen gebracht war, ließ sich nicht mehr aufhalten und im Jahre 1834 wurde die Errichtung von Staatschulen, die durch allgemeine Besteuerung der Bürger unterhalten werden, von den Behörden des Staates Pennsylvania zum Gesetz erhoben. Die Berichte zeigen, daß die Schulen innerhalb des Ministeriums nach Annahme des Staatsschulgesetzes von 163 im Jahre 1832 auf 150 im Jahre 1834 zurückgegangen waren.

Es wäre jedoch einseitig, wollte man den Rückgang der Gemeindefschule, der von da an einsetzte, allein auf Rechnung der Staatsschule setzen. Der Rückgang war so rapide, daß man im Jahre 1860 nur noch 22 Schulen im Ministerium zählte. Vielmehr ist unseres Erachtens dem Kampf um den Sprachenwechsel der größte Teil der Schuld beizumessen. Dieser Sprachenwechsel vollzog sich anderwärts noch viel schneller als in dem dichter besiedelten Pennsylvania, in welchem auch die von deutschen Lutheranern bewohnten Gebiete viel näher beieinander lagen.

Was wir in den letzten dreißig, vierzig Jahren erlebt haben, ist ein Abbild dessen, was sich in der lutherischen Kirche des Ostens, die der Herkunft nach überwiegend deutsch war, vollzog.

Nachdem unser Land im Freiheitskampf gegen England seine Selbständigkeit errungen hatte und es nun galt, die Bande, die die ehemaligen englischen Kolonien im Widerstand gegen den gemeinsamen Unterdrücker zusammengehalten hatten, fester zu schnüren, wenn es nicht einer oder der anderen europäischen Großmacht zum Opfer fallen sollte, da lag es den politischen Leitern daran, ein Gefühl der Zusammengehörigkeit der verschiedenen Landesteile und Bevölkerungselemente, an dem es bisher stark gefehlt hatte, wachzurufen, daß alle in dem Bewußtsein einigten Staaten, seien. Und es gab manchen, der es als ein Hindernis in der Erreichung dieses Zieles empfand, daß die immerhin große Minorität von Deutschen im Lande so zäh an ihrer Muttersprache festhielt. Trotz der nicht abzuleugnenden Tatsache, daß die hiesigen Deutschen im Unabhängigkeitskriege voll und ganz ihren Mann gestanden hatten, trotzdem die deutschen Lutheraner, um nur von ihnen zu reden, gerade wegen ihrer Gemeindefschulen dem Anglo-Amerikaner wahrhaftig, was Allgemeinbildung betraf, nicht nachstanden, ja ihn damals vielfach übertrafen, war man doch geneigt, auf den „dummen“ Deutschen herabzusehen, und sah ihn erst dann als völlig gleichberechtigt an, wenn er mit Hintangabe seiner Sprache in das allgemeine Amerikanertum aufging. Neben der Förderung der Volksbildung im allgemeinen lag doch wohl der Befürwortung und immer eifriger betriebenen Einführung der durch Staatssteuern erhaltenen öffentlichen Freischule der nicht grundlose Gedanke mit unter, daß sie sich durch den in ihr in englischer Sprache gegebenen Unterricht als ein Schmelztiegel der verschiedenen Bevölkerungsbestandteile bewähren würde. Und das umso mehr, je zielbewußter in ihr nach ein und demselben Plan gearbeitet wurde. Es hat darum auch von Anfang an nicht an mehr oder weniger offenen oder versteckten Versuchen gefehlt, der kirchlichen Tagesschule den Garaus zu machen, um alle Kinder des Landes in die Staatsschule zu bringen. Daß dies Bemühen mit Erfolg gekrönt war, lehrt die Geschichte der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Wer die Geschichte der deutsch-lutherischen Kirche des Mittelwestens kennt, der weiß, daß sich in ihr im großen ganzen, was die Sprachenfrage betrifft, wiederholt hat, was die deutschen Lutheraner um und seit 1800 durchlebt haben. Wer könnte es ihnen verdenken, daß sie ihre Muttersprache lieb hatten! Daß sie ihre Kinder mit dieser Sprache vertraut machen wollten, der einzigen, in der sie mit ihnen verkehrten, auf sie einwirken konnten! Wollten sie ihre Kinder in Gottesfurcht erziehen, so mußte das in deutscher Sprache geschehen. Ist es da nicht ganz natürlich, daß sie sich um Errichtung und Erhaltung von deutschen Schulen bemühten und bereit waren, dafür Opfer zu bringen? Es waren wahrlich nicht die schlechtesten, sondern die wertvollsten Teile der deutschen Einwanderung, die so zäh an ihren deutschen Gottesdiensten und an ihren deutschen Schulen festhielten. Ja doch, sie taten das aus Liebe zu ihrer Sprache. Machte sie das zu schlechten Bürgern? Die Geschichte belehrt uns eines Besseren. Aber davon abgesehen, machte sie das zu schlechteren Christen

und Lutheranern? Gerade auch weil sie ihre Kinder als lutherische Christen aufwachsen sehen wollten, haben sie ihre deutschen Kirchenschulen ins Leben gerufen. Deutsch bleiben und lutherisch bleiben war ihnen ein und dasselbe. Mag man das für ein Unglück ansehen oder nicht, wahr ist es. Und natürlich ist es auch. Das muß man zugeben, um gerecht zu sein.

Freilich mußte das sich dann zum Nachteil der christlichen Gemeindefschule auswirken, wenn man sich hartnäckig der Einsicht verschloß, daß die fortschreitende Entwicklung mit der Zeit Verhältnisse schuf, denen man, wenn auch meinetwegen ganz gegen die eigene Neigung, doch im Interesse der Kirche, gerade um die Nachkommen bei dem reinen Lutherevangelium zu erhalten, nachgeben mußte. Es waren auch damals unter den Führern unserer Kirche die Pastoren und Laien, die das Evangelium, wie es die lutherische Kirche hat, von Herzen lieb hatten, die nur mit Bangen dem kommenden Sprachentwisch entgegenjahen und ihn so lange, wie möglich, aufzuhalten suchten. Hätten nicht ihre Nachbarn, die schwedischen Lutheraner, mit ihrem Aufgehen in das Englische zugleich auch ihr Luthertum verloren? Die englische Episkopalkirche hatte die meisten der ehemals schwedisch-lutherischen Gemeinden und Kirchen als Erbschaft übernommen. Aber wie nun, wenn das heranwachsende Geschlecht — durch wessen Schuld, ist schließlich gleich — nicht mehr die Kirchensprache der Eltern versteht? Kann man denn ruhig zusehen, wenn die Verweigerung englischen Gottesdienstes unsere Söhne und Töchter den Sekten in die Arme treibt oder sie kirchlos macht? Und kann man dann den Vorwurf als unberechtigt zurückweisen, daß einem eine Sprache, und wäre es auch die liebe deutsche Muttersprache, lieber ist als das reine Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, das der Schatz unserer Kirche ist? Ja, ist es dann noch wirklich unser größter Schatz? Doch gewiß nicht dann, wenn wir nicht bereit sind, selbst auch unsere Muttersprache daranzugeben, um den Ansfern das Evangelium zu erhalten. Es läßt sich nicht leugnen, daß das törichte Trozen auf den Gebrauch der den Kindern unverständlichen Sprache der Väter mitschuldig ist am Untergang der lutherischen Gemeindefschule des Ostens. Mit dem Hinsinken der deutschen Sprache als Unterrichtsmittel erlahmte in weiten Kreisen das Interesse an der Erhaltung derselben. Für eine Sprache war man bereit, Opfer zu bringen, aber nicht für Fortpflanzung der lutherischen Kirche.

Hiermit ist schon auf den tiefsten Schaden hingewiesen, auf das, was im tiefsten Grunde den Verfall der Gemeindefschule herbeiführte. Der ideo Vernunftglaube, dem die Predigt von Sünde und Gnade nach Schrift und Bekenntnis ein überwundener Standpunkt war, hatte an der religionslosen Staatsschule mit ihrer Volksaufklärung völlig genug. Wo der in der Kirche um sich gegriffen hatte, konnte man natürlich kein Verständnis für besondere christliche Schulen erwarten. Und wo sich noch lebendiges Christentum in den Gemeinden zeigte, da war es nicht mehr die alte Frömmigkeit der lutherischen Väter, sondern eine Frömmigkeit nach Art der Methodisten, die damals eine große und erfolgreiche Tätigkeit entfalteten. Auch in der lutherischen Kirche im Osten griff die Bewegung immer mehr um sich, die durch einseitige Erregung der Gefühle in Erweckungs- und Lagerversammlungen

eine gewaltsame Befehrerung auf der Dufzbank herbeizuführen suchte, statt durch gründlichen Unterricht aus Bibel und Katechismus gläubige Erkenntnis des Heils in Christo zu vermitteln. Da konnte man freilich keine Ueberzeugung von der Notwendigkeit einer christlichen Wochenschule, gleichviel in welcher Sprache erwarten. Da mußte wohl die von England eingeführte Sonntagsschule neben dem Unterricht in der öffentlichen Staatschule, als völlig genügender Ersatz für die veraltete deutsche Gemeindegemeinschaft erscheinen.

M. Lehninger.

Gemeinden.

† Frau Artur Werner. †

Am 19. Februar ist die treue und geliebte Gattin Pastor Artur Werners von T. Center, Wisconsin, im Alter von 47 Jahren, 9 Monaten und 18 Tagen selig in dem Herrn entschlafen. Seit der Zeit ihrer Vermählung mit Pastor Werner am 31. Oktober 1914 hatte sie ihrem Gatten treu beigegeben in der Erfüllung seines Berufes, in welchem er Gemeinden zu Pawauke, Appleton und T. Center der Reihenfolge nach mit dem Worte Gottes bediente. In T. Center hatten sie seit dem Jahre 1920 gewohnt.

Etwa vier Jahre vor ihrem Tode erlitt Frau Werner einen schweren Herzanfall, als sie eine kirchliche Feier in Waupaca besuchte. Sie ergab sich geduldig in den Willen und die Führung ihres Heilandes. Es war darum die Erfüllung ihres ausgesprochenen Wunsches, daß der Herr sie bald und friedlich aus diesem Jammerthal zur ewigen Heimat abrufe.

Helene Minnie Krause war die Tochter von August Krause und seiner Ehefrau Minnie, geborene Makke. Sie wurde im Town Decatur, Green County, Wisconsin, geboren und dort zur Taufe gebracht. Konfirmiert wurde sie in der St. Johannes-Kirche zu Albany, Wisconsin. Ihr Konfirmationspruch war: „Christus ist darum für sie alle gestorben, auf daß die, so da leben, hinfort nicht ihnen selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.“

Sie wird von ihrem Gatten und sechs Kindern überlebt: Frederick, Ruth, Artur, Dorothy, Naomi und Paul. Von den Kindern stehen gegenwärtig drei im Kriegsdienst: Artur, Ruth und Paul. Sie hinterläßt auch drei Brüder und zwei Schwestern.

Der Unterzeichnete leitete den Gottesdienst bei dem Begräbnis in der Kirche zu T. Center und auf dem Friedhof zu Appleton. Möge der Herr die Hinterbliebenen trösten und leiten, wie Er die Kraft und das Leben der Entschlafenen war!

Walter E. Rankow.

Neue Gemeindegemeinschaft in Manitowoc, Wisconsin.

Im Oktober des Jahres 1940 erwarb die Erste Deutsche Lutherische Gemeinde in Manitowoc, Wisconsin, vier Grundstücke mit einer Wohnung auf der Westseite der Stadt. Die Wohnung wurde als Pfarrwohnung für den Hilfspastor der Gemeinde benutzt. Als bald ging man an die Ausarbeitung von Plänen für ein Gebäude, das später als Schule verwendet werden soll, augenblicklich aber als Kapelle ausgestattet zur Abhaltung von Gottesdiensten benutzt

wird. Im Frühjahr des Jahres 1941 war der Bau der Kapelle vollendet. Sie wurde sofort dem Dienste des Herrn geweiht. Neben den Gottesdiensten wird auch dort noch Sonntagsschule gehalten.

Eine Anzahl Glieder der Muttergemeinde erbaten und erhielten eine friedliche Entlassung, um eine selbständige Gemeinde auf der Westseite ins Leben zu rufen. Vom 1. Januar dieses Jahres an wollten sie selbständig sein. Pastor Armin Koedde, der bisherige Hilfspastor der Muttergemeinde, wurde in ordentlicher Gemeindeversammlung zum Hirten dieser Herde berufen und am 9. Januar dieses Jahres von dem Unterzeichneten in sein Amt eingeführt.

Die neue Gemeinde begann ihre selbständige Tätigkeit mit 46 stimmberechtigten Gliedern, 12 Kirchenbeiträge zahlenden Frauen und insgesamt 145 abendmahlberechtigten Gliedern. Möge der Herr das weitere Gedeihen und das Wachstum der Gemeinde segnen!

L. S. Koeninger.

Zwanzigjähriges Jubiläum.

Am 20. Februar veranstalteten die Glieder der St. Matthäus-Gemeinde zu Benton Harbor, Michigan, ihrem Pastor H. C. Haase, der während der letzten 35 Jahre sie so treu mit Wort und Sakrament bedient hat, eine Feier. Am Abend dieses Tages wurde ein Dank und Jubelgottesdienst gehalten, bei dem Pastor Adalbert Westendorf aus Bay City die Festpredigt hielt über die Worte des Propheten Jesaias, Kapitel 52, 7. Ein passendes Lied wurde auch vom Chor gesungen.

Eine gesellige Nachfeier wurde dann im unteren Stockwerk der Kirche gehalten.

Der Jubilar wurde am 13. Dezember 1908 als Pastor der St. Matthäus-Gemeinde eingeführt. Er kam von Arizona, wo er unter den Apache-Indianern gearbeitet hatte. Neulich hat seine Gemeinde neun Lotten nahe bei der Kirche gekauft mit der Absicht, auf denselben eine Schule zu bauen.

Während der vergangenen 35 Jahre haben Gemeinde und Pastor reichlich erfahren, daß der Herr seine Verheißungen wahr macht: „Mein Wort soll nicht wieder leer zu mir kommen, sondern tun, das mir gefällt, und soll ihm gelingen, dazu ichs sende.“ Möge auch in der Zukunft Gott Hirten und Herde in seinen Schutz nehmen und sie reichlich segnen!

H. J. B.

Aus Welt und Kirche.

Ein Brief.

Es handelt sich hier um einen Brief, den der Lutheran Standard vom 19. Februar aus dem Lutheran, dem offiziellen Blatt der United Lutheran Church, abgedruckt hat. Der Lutheran veröffentlichte diesen Brief in einer Nummer für den 26. Januar. Geschrieben war dieser Brief von einem Advokaten mit Namen C. Hale Sipe, einem Glied der United Lutheran Church. In scharfer, offener Weise kritisierte dieser Brief jene Synode. Er lautete:

„Nach meiner Ueberzeugung ist ein Grund, weshalb die Missouri-Synode Fortschritte macht, der, daß sie für ein echtes Luthertum eintritt und ihre Glieder geben nicht so viel Geld aus,

um die Logen mit ihrer wertgeredeten Religion zu unterstützen. Es scheint auch, daß die Glieder der Missouri-Synode besser bekannt sind mit dem Werk, das ihre Synode ausführt, besser als die Glieder unserer United Lutheran Church. Dies ergibt sich daraus, daß, wiewohl die Missouri-Synode mehrere hunderttausend Glieder weniger hat als die United Lutheran Church, hat doch der Lutheran Witness, Missouri Synode, viermal so viele Leser als der Lutheran der United Lutheran Church. Laßt uns Glieder der United Lutheran Church nicht mehr so viel spotten über die sogenannte Engherzigkeit der Missourier, sondern lieber ihrem Beispiel nachfolgen in bezug auf christliches Leben!“

Eine neue theologische Zeitschrift.

In den kirchlichen Kreisen unseres Landes hat schon seit einigen Jahren ein erfreulicher Umschwung stattgefunden, der darin zum Ausdruck kommt, daß das Studium der Theologie wieder mehr in den Vordergrund gestellt wird. Ein neues Anzeichen dieses Umschwungs ist in der Tatsache zu sehen, daß die Herausgabe einer neuen religiösen Vierteljahrschrift angekündigt wird. Sie soll vom 1. April dieses Jahres unter dem Namen *Theology Today* erscheinen, und zwar wird Dr. John A. MacKay, Präsident des Princeton Theologischen Seminars der Redakteur sein.

Die neue Zeitschrift wird „offen für das Bekenntnis eintreten und somit die Ueberzeugung widerspiegeln, daß die Zeit gekommen ist, wo die christliche Theologie heraustreten muß aus der klösterlichen Stille und ihrer nur sachmännischen Bestrebungen, um Licht und Wärme auf den verwirrten Schauplatz des täglichen Lebens der Kirche und der menschlichen Gesellschaft zu bringen.“

Eine besondere Abteilung der Zeitschrift wird unter der Ueberschrift „Die Kirche in der Welt“ kirchliche Nachrichten beleuchten.

Zum Redaktionsrat gehören unter andern Dr. Robert E. Speer, früherer Präsident des Föderalkonzils der Kirchen Christi in Amerika und Sekretär emeritus der presbyterianischen Behörde für Heidenmission; Dr. John Sutherland Bonnell, Pastor der presbyterianischen Kirche an der Fifth Avenue, New York; Dr. H. Richard Niebuhr, Professor der christlichen Ethik an der Yale Divinity School, und Dr. J. Henry Cotton, Präsident des McCormick Theologischen Seminars in Chicago.

Nach der Darstellung des Inhalts, den diese neue theologische Zeitschrift bringen wird, scheint es, daß sie sich hauptsächlich mit den heutigen Problemen im gesellschaftlichen und politischen Leben befassen wird. Das ist nicht überraschend, denn das ist das Bestreben in den Sektentreiben von heute wie auch in manchen lutherischen Synoden des Landes. Sie haben ihre eigentliche Aufgabe als Kirche vergessen und drängen sich in Gebiete, die ihnen Gott nicht unterstellt hat.

Die eigentliche Aufgabe einer theologischen Zeitschrift, wie sie heute aus den Verwirrungen in den Kirchen sich ergibt, sollte sich hauptsächlich auf zwei Punkte richten, nämlich: Der Beruf der Kirche ist allein die Seligmachung des Sünders durch die Predigt des Evangeliums; die einzige Quelle und Richtschnur für alle Arbeit der Kirche in bezug auf Glauben und Leben muß das Evangelium sein.

Ein bibelfestes Mädchen.

Der „Lutheraner“ für den 8. Februar enthielt die folgende kurze Geschichte, die es wert ist, daß sie unsern Lesern mitgeteilt wird:

„In einem stark katholischen Lande hatte ein evangelischer Porzellanmacher von seiner katholischen Frau ein Töchterchen, das zwar katholisch getauft war, aber nach beider Eltern Willen evangelisch erzogen werden sollte. Da forderte der katholische Pfarrer das Mädchen, als es bereits den Konfirmandenunterricht besuchen sollte, zu sich und verlangte ihren Eintritt in die katholische Schule und Kirche. Das Kind weigerte sich und bemerkte, ihr Vater werde das nicht zugeben. Der Pfarrer fuhr sie an und sagte: „Du hast nicht deinem Vater, sondern mir zu gehorchen.“ Das Mädchen antwortete: „Die Bibel lehrt uns, daß wir Vater und Mutter ehren sollen.“ Der Pfarrer: „Es ziemt nicht, in der Bibel zu lesen.“ Das Mädchen: „Aber der Heiland sagt doch, daß wir in der Schrift suchen sollen.“ Der Pfarrer: „Das hat er zu den Juden, aber nicht zu den Kindern gesagt.“ Das Mädchen: „Aber Paulus schreibt doch an Timotheus: Weil du von Kind auf die Heilige Schrift weißest.“ Der Pfarrer: „Ja, Timotheus wurde auch zum Bischof ausgebildet und von kirchlichen Oberen gelehrt.“ Das Mädchen: „D nein, von seiner Mutter und Großmutter.“ „Der Pfarrer hat das Mädchen schließlich mit Gewalt in die katholische Schule gebracht und sie zwingen wollen, vor einem Marienbilde zu knien, aber sie blieb standhaft; sie ist evangelisch geblieben und ihre Mutter ist es auch geworden.“

Dreierlei können wir aus dieser Geschichte lernen:

1. Auch Kinder können die Schrift lernen, verstehen und ihre großen Wahrheiten in Herz und Sinn bewahren.

2. Wo immer ein Kind so mit Gottes Wort ausgestattet ist, hat es eine scharfe, starke Waffe wider alle Verführungen in Irrtum und Lüge und geht unverletzt, siegreich aus der Versuchung hervor.

3. An den Eltern liegt es in erster Linie, dafür zu sorgen, daß ihre Kinder zu ihrem Heil und Bewahrung in Gottes Wort unterwiesen und ausgebildet werden zu rechten Schriftgelehrten.

W. Hoenecke.

Hermisches.**Missionsfest.**

Die St. Pauls-Gemeinde zu Onalaska, Wisconsin, am 11. Sonntag nach Trinitatis. Kollekto \$247.35. L. M. Blichweh l.

Ernennung.

An Stelle von Pastor Paul Pieper, der resigniert hat, ist Pastor Raymond Guth als Visitator für die Milwaukee Stadtkonferenz ernannt worden.

R. D. Buerger,

Präsident des Südost-Wisconsin-Distrikts.

Konferenzanzeigen.

Name: Nördliche Michigan-Konferenz der Pastoren und Lehrer.

Ort: Bethel-Gemeinde, Bay City, Michigan.; Pastor M. Schroeder.

Zeit: 28. April, 9 A. M., E. W. T.

Arbeiten: A. Westendorf, Wesen des heiligen Abendmahls; E. Vacker, Die Zeit der Richter, die Zustände jener Periode und wie sie behandelt wurden; M. Toepel, Exegese über Römer 3, 19-24; D. J. Eckert, Fundamente und nicht fundamentale Artikel.

Prediger: A. Hoenecke, A. W. Gueschen.

Bemerkung: Man melde sich bis zum 21. April an. N. Luette, Sekretär.

* * * *

Name: Nebraska Distrikts-Pastoralkonferenz.

Ort: Grand Island, Nebraska; Pastor L. A. Lehmer, 903 West Second Street.

Zeit: 25. bis 27. April, 9:30 A. M.

Arbeiten: R. G. Roth, Römeregese, Kap. 8; G. Friese, Jesaiaseregese, Kap. 64; J. Raabe, Hebräeregese, Kap. 10; L. Sabrowsky, Are We Stressing Justification at the Expense of Sanctification; R. Mielke, A Study of the Liturgy in The Lutheran Hymnal; G. Schulz, 2 Könige 5, 18-19a.

Prediger: J. G. Frey, E. Breiling.

Bemerkungen: Zeitige Anmeldung erbeten! Freie Herberge und Beföstigung; das Mittagessen ausgenommen.

R. S. Vittorf, Sekretär.

* * * *

Name: Gemischte Pastoral-Konferenz von Milwaukee und Umgegend.

Ort: Zebaoth-Gemeinde, Pastor A. B. Tade, 615 W. Melvina St., Milwaukee 12, Wisconsin.

Zeit: 25. und 26. April.

Arbeiten: Prof. C. Reim, The Bloody Sacrifices of the Old Testament, Points of Agreement and Points of Disagreement; Prof. C.hardt, Concerning the Office of a Bishop, According to the First Part of the Table of Duties in our Catechism; Prof. J. Meyer, Die Lehre der Schrift von dem Amt des Wortes in der Kirche, der Ortsgemeinde und der Synode; Pastor G. Fischer, Significance of the Lutheran Burial Service; Pastor W. Brohm, Confirmation Instruction under Present Circumstances; Dr. C. Duemling, The Care of Souls in Unusual Cases of Illness.

Bemerkung: Abendmahlsgottesdienst am 25. April, 9 Uhr morgens.

Prediger: G. Eggold, M. Eggers.

A. Maska, Sekretär.

* * * *

Name: Dakota-Montana Pastoral-Konferenz.

Ort: Roscoe, South Dakota.

Zeit: 17. April, 10 A. M., bis 20. April.

Arbeiten: G. Meyer, A. Kettenacker, W. Sprengeler, E. Krueger (Leiter).

Bemerkung: Am Montagabend werden keine Mahlzeiten serviert werden. Die Frauen werden sonst die Mahlzeiten zum Kostenpreis servieren. Man bringe auch, bitte, sein deutsches Gesangbuch mit! Anmeldung erbeten!

Prediger: A. G. Sievert, A. Sippert.

R. G. Sievert, Sekretär.

Name: Pastoral-Konferenz des Minnesota Distrikts.

Ort: Town Helen, Glencoe, Minnesota.

Zeit: 18. und 19. April; Eröffnung um 10 Uhr.

Arbeiten: Exegese Kol. 2, 19-23, Ernst Virchow; Social Activities in the Congregation, R. Palmer; Marriage and Divorce in the Light of 1 Cor. 7, R. Schierenbeck; Church Music, E. Bolle; Co-ordinated Plan of Christian Education, E. Peterson.

Bemerkung: Man melde sich, bitte, bei Pastor G. G. Schaller, Glencoe, Minnesota, an und gebe auch an, ob Quartier gewünscht wird oder nicht.

G. E. Liebau, Sekretär.

* * * *

Name: Die Südwestliche Pastoral-Konferenz.

Ort: Stevensville, Michigan; Pastor G. Zink.

Zeit: 18. und 19. April, 9:30 A. M.

Arbeiten: Catechetical Instruction, G. Haase; Exegese über Titus 1, E. Kionka.

Prediger: E. Kionka, E. Lochner.

Beichtredner: W. Westendorf, L. Meyer.

R. A. Gensmer, Sekretär.

* * * *

Name: Lake Superior Konferenz.

Ort: Powers, Michigan; Pastor W. Koepsell.

Zeit: 25. und 26. April, 9 A. M.

Arbeiten: Exegese über 1 Kor., 12, Th. Thurow; Jagogische Arbeit über den Propheten Nahum, W. Fuhlbrigge; Der Pastor als Haushalter über Gottes Geheimnisse, mit besonderer Rücksicht auf die Sakramente, Th. Hoffmann; Das Amt der Schlüssel, die sonderbare Kirchengewalt, P. Eggert; Exegese über 1 Kor., 13, G. Nahr; Katechese über das dreifache Amt Christi, bearbeitet auf Grund der Fragen 178-181 in dem Gausewisk-Katechismus, W. Koepsell.

Prediger: W. Koepke, N. Schlavensky.

Th. Thurow, Vorsitzer.

* * * *

Name: Die Dodge-Washington Counties Pastoral-Konferenz.

Ort: St. Johannes-Gemeinde, West Bend, Wis.

Zeit: 18. und 19. April, 9 Uhr vormittags.

Arbeiten: G. Bradtke, M. Stern, A. Schewe, W. P. Sauer, G. Heckendorf.

Prediger: E. Rupp.

Beichtredner: G. Bradtke, G. Heckendorf.

Bemerkungen: Man benachrichtige, bitte, Pastor W. P. Sauer, wenn man nicht zugegen sein kann.

Geo. A. Barthels, Sekretär.

Quittung und Dank.

Für die Bibliothek des Dr. Martin Luther College, New Ulm, Minnesota, vom Chor der Dreieinigkeits-Gemeinde, Hendricks, Minnesota, \$2.25 als Mindestpreis für Viktor Dorn, Hendricks; ferner \$15.00, Teil eines Mindestpreises für Walter Muesing, Minneapolis. Herzlichen Dank!

E. A. Blicfernicht, Bibliothekar.